

WEIBLICHE URTEILSKRAFT

12. FrauenVernetzungswerkstatt (14. März 2009)

Annemarie Pieper

Diese Veranstaltung steht unter dem Motto „Frauen denken weiter“. Trifft das wirklich zu, und wenn ja: inwiefern? Es kommt darauf an, wie das Wort „weiter“ zu verstehen ist. Und im Vergleich mit wem Frauen weiter denken. Wenn man unterstellt, dass Frauen weiter denken als Männer, so scheint dies nicht zu stimmen, jedenfalls dann nicht, wenn man aus einer philosophischen Perspektive auf die Geschichte der Menschheit zurückblickt. Denn traditionell waren es die Männer, die das Privileg des Denkens für sich reklamierten. Und die Philosophen beanspruchten für sich einen Sonderstatus, insofern sie über die Definitionsmacht verfügten und den Menschen als *animal rationale* bestimmten, wobei das Merkmal der Rationalität ausschliesslich den männlichen Lebewesen zugeschrieben wurde, dies allerdings nicht aus schierer Willkür, sondern weil die Einübung in rationale Denk- und Verhaltensmuster vorwiegend in Praxisfeldern erfolgte, zu denen Frauen aufgrund ihres Geschlechts keinen Zugang hatten: in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft.

Männer konnten also in theoretischen und praktischen Belangen deshalb weiter denken, weil sie die Möglichkeit hatten, sich die in den Domänen öffentlichen Handelns gängigen Diskursformen

anzueignen und mit der darin verankerten Argumentationslogik vertraut zu machen. Die Frage, ob Frauen nicht gleichermassen in der Lage wären, sich Rationalität in diesem Sinne anzutrainieren, wenn man ihnen Gelegenheit gäbe, ebenfalls öffentliche Ämter zu übernehmen, stellte sich gar nicht, weil man von vornherein davon ausging, dass die weiblichen Verstandeskräfte dafür zu begrenzt waren.

Anders verhielt es sich diesbezüglich in der Antike mit den männlichen Sklaven. Diejenigen unter ihnen, die sich als bildungsfähig erwiesen, wurden von körperlicher Arbeit freigestellt und durften Kenntnisse auf den Gebieten der Wissenschaft erwerben. Da öffentliche Ämter jedoch nur den freien Bürgern offen standen, war auch den gebildeten den Sklaven der Zugang zu Politik und Wirtschaft verwehrt, so dass sie ihre rationalen Fähigkeiten nur unter Beweis stellen konnten, wenn sie von ihren Herren als intellektuell ebenbürtige Gesprächspartner oder gar als Berater herangezogen wurden.

Gebildete männliche Sklaven konnten demnach zwar weiter denken als ungebildete Frauen, aber das änderte nichts an ihrem sozialen Status. Die Einflussnahme eines Unfreien beschränkte sich wie die der Frauen auf den Haushaltsbetrieb. Die freien Bürger hingegen konnten über diese Grenzen hinaus denken, weil sie an der Lenkung der Geschicke der Stadt und des Landes beteiligt waren und entsprechend ihren Leistungen Verantwortung für die Mitglieder der Polisgemeinschaft insgesamt trugen. Schaut man sich etwa Platons Modell eines idealen Staatsgebildes an [Folie], so fällt auf, dass in seinem Konzept

eines Drei-Stände-Staats die Kompetenzbereiche durch die unterschiedliche Reichweite bestimmter Tugenden voneinander abgegrenzt werden. Der einfachste Stand der Bauern und Handwerker zeichnet sich durch die Tugend der Besonnenheit aus. Sie hatten sich um die elementarsten Bedürfnisse der Bürger zu kümmern, also um die Erzeugung von ausreichend Nahrung für alle und die Herstellung von Geräten für den täglichen Gebrauch. Besonnenheit verlangte von den Bauern und Handwerkern ein *zweckrationales Denken*, dessen Ziel die materielle Absicherung und damit das Überleben der Polisgemeinschaft war.

Platons zweiter Stand, das Militär, war der Tugend der Tapferkeit verpflichtet. Von den Militärs wurde *strategisches Denken* gefordert. Auch dieses Denken diente dem Schutz der Gemeinschaft, doch im Unterschied zum zweckrationalen Denken erweitert das strategische Denken der Militärs die auf die Bürger gerichtete Binnenperspektive der Bauern und Handwerker um den Blick über die Grenzen der Polis hinaus. Strategós ist das griechische Wort für Feldherr. Der Feldherr musste die Stärke seiner Soldaten in Beziehung zur Stärke feindlicher Truppen setzen, um das ihm vorgegebene Ziel zu erreichen, nämlich den Sieg davonzutragen, sei es durch Überrumpelung des Gegners, sei es durch Verteidigung der Stadt. Strategien sind erfolgreich, wenn es gelingt, sich so in die Lage des Feindes hineinzusetzen, dass dessen Taktik vorausgesehen und in die logistische Planung der eigenen Schritte einbezogen werden können. Der Wechsel in die Aussenperspektive macht den Feind berechenbar und ermöglicht ein rationales Kalkül der Methoden,

wie man ihn in der gegebenen Situation mit möglichst wenigen Verlusten in den eigenen Reihen schlagen kann.

Platons dritter Stand setzt sich aus den als Archonten bezeichneten Politikern zusammen. Sie sind für die Führung der Regierungsgeschäfte vorgesehen, müssen sich also um das Ganze kümmern, um den Erhalt der Polis, die Akzeptanz der überlieferten Norm- und Wertvorstellungen und das reibungslose Zusammenspiel der drei Stände, kurz: um die allgemeine Wohlfahrt. Die Politiker müssen daher am weitesten denken, entsprechend ist die Weisheit ihre spezielle Tugend. Platon wollte an der Spitze des Staates Philosophenkönige installieren, eine Elite, die ihre Standeszugehörigkeit nicht einer aristokratischen Herkunft verdankt, sondern einer rund dreissig Jahre dauernden Universalbildung, die ein umfassendes Wissen sowohl in theoretischer als auch in praktischer und ästhetischer Hinsicht vermittelt. Die Philosophen sind den Ideen des Wahren, Guten und Schönen verpflichtet, deren normative Kraft ihnen den Weg für die Planung und Umsetzung von politischen Zielen ermöglicht. Weisheit rückt die Reichweite sämtlicher menschlicher Perspektiven in den Blick und erlaubte den Griechen eine Situierung der Lebenswelt im kosmischen Raum, dessen ewige Gesetze als Vorbild für die Gesetze der Menschen dienten. Die Philosophen dachten demnach am weitesten, insofern sie ihr Denken am Ewigen, am überzeitlich Gültigen ausrichteten und damit ein Moment von Unsterblichkeit in die Endlichkeit und Vergänglichkeit des von Menschen Gemachten hineintrugen. Sie als die Sinnstifter orientierten sich bei der Entwicklung von Handlungskonzepten an langfristig gültigen

Werten, die das eigene Leben überdauerten, also weit in die Zukunft hinein für die nachfolgenden Generationen verbindlich sein sollten.

Die Tugenden der Besonnenheit, der Tapferkeit und der Weisheit begründeten also drei Typen von Diskursen, die ich als zweckrationales, als strategisches und als ganzheitliches oder metaphysisches Denken an der Praxis der drei Stände in Platons Staatsmodell abgelesen habe. Die vierte Kardinaltugend, die Tugend der Gerechtigkeit, wird von Platon keinem speziellen Stand zugeordnet, sondern schlägt die Brücke zwischen den drei Ständen und macht sie einander ebenbürtig. Gerechtigkeit wird nämlich jedem Bürger der Polis gleichermassen abverlangt, unabhängig davon, welchem Stand er angehört. Gerechtigkeit fordert, dass jeder auf bestmögliche Weise das Seine zum Wohl aller beiträgt, indem er seine Grundkompetenz: zweckrational, strategisch oder metaphysisch zu denken, im Dienst an der Gemeinschaft so einsetzt, dass alle davon profitieren. Jeder muss somit insofern weiter denken, als er nicht nur auf seinem eigenen Handlungsfeld die bestmöglichen Leistungen erbringt, sondern immer zugleich die Leistungen, die im Umfeld der beiden anderen Stände erbracht werden, mit im Auge behält. Gerechtigkeit schult die Urteilskraft, die entscheidet, welche Lösung eines alle betreffenden Problems sowohl den allgemeinen als auch den besonderen Interessen gerecht wird.

Der Rückgriff auf Platon sollte in einem ersten Anlauf zeigen, was damit gemeint sein könnte, wenn man davon spricht, dass jemand weiter als jemand anders denkt. Das Platonische

Staatsmodell scheint mir diesbezüglich aufschlussreich zu sein, nicht nur weil unsere kulturellen Wurzeln dort zu finden sind, sondern auch weil wir die von Platon unterschiedenen Standes- und Diskurstypen unschwer in unseren heutigen Verhältnissen wiedererkennen können, obwohl sich die Prioritäten verschoben haben. Platons unterster Stand, der sich aus den für die Erfüllung der materiellen Bedürfnisse zuständigen Bauern und Handwerkern rekrutiert, hat seine heutige Entsprechung in den Vertretern von Industrie und Wirtschaft. Das zweckrationale Denken hat sich verengt auf das Prinzip der Profitmaximierung, wobei die Kosten-Nutzen-Rechnung ausschlaggebend ist für die Wahl der Mittel, die dem Zweck der unkontrollierten Geldvermehrung optimal dienlich sind. Die Tugend der Besonnenheit ist darüber weitgehend abhanden gekommen, wie die derzeitige Krise zeigt.

Besonnenheit heisst: Mass zu halten und Grenzen anzuerkennen. Besonnenheit verlangt daher, Solidarität mit den Mitgliedern der sozialen Gemeinschaft zu bekunden und Sorge dafür zu tragen, dass niemand unzulässig privilegiert oder benachteiligt wird. Auch für den Weltmarkt würde aus Platons Sicht gelten, was er für die Polis anmahnte: sparsam mit den vorhandenen Ressourcen umzugehen und das Entstehen einer Kluft zwischen Armen und Reichen zu vermeiden. Wenn wir nach dem Bankencrash die Global Players insgesamt als Zocker bezeichnen und ihnen Gier unterstellen, weil sie den Hals nicht voll genug kriegen konnten, so attestieren wir ihnen einen Mangel an Besonnenheit, der sich einstellt, wenn man jegliches Mass verabschiedet. Wem es an Tugend mangelt, der taugt nichts.

Tugend und Tauglichkeit gehen auf dieselbe Wortwurzel zurück. Wer keine Tugend besitzt ist sozial untauglich.

Werfen wir einen Blick auf Platons zweiten Stand: das Militär. Noch bis weit in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts hinein war vor allem die Aussenpolitik der Länder bestimmt durch strategisches Denken, das ein Gleichgewicht der Kräfte zwischen den grossen Blöcken herstellen sollte. Nach dem Ende des 2. Weltkriegs wollte zwar niemand mehr ernsthaft ähnlich hohe Verluste riskieren, aber die Aufrüstung der Waffensysteme — mit der Atombombe als Abschreckungsmittel — sollte die eigene Sicherheit garantieren. Inzwischen werden statt eines dritten Weltkriegs kleinere Stellvertreterkriege geführt, meistens im Namen irgendeiner Ideologie, die es oft schwierig macht, zwischen Kriegshandlungen und terroristischen Aktionen zu unterscheiden. Der strategische Kalkül im Rahmen der technisch-instrumentellen Vernunft wird in der Regel weitab von den Kriegsschauplätzen auf den Schreibtischen der Generäle durchgespielt, die ihre Schlachten erst einmal probeweise auf dem Papier schlagen, bevor sie den Befehl zu Kampfhandlungen erteilen. Platons Strategós führte seine Soldaten noch selber an und gab ihnen ein gutes Beispiel für Tapferkeit. Die Tugend der Tapferkeit erschöpft sich heute in der Demonstration technischer Überlegenheit, etwa wenn der Bomberpilot seine tödliche Fracht so abwirft, dass sie punktgenau ins Ziel trifft, Kollateralschäden unter der Zivilbevölkerung dabei grosszügig in Kauf nehmend. Aber auch der Selbstmordattentäter wird in seinen Kreisen wegen seiner Tapferkeit gerühmt.

Um noch auf Platons Stand der Politiker einzugehen: Die Regierungsgeschäfte werden heute gewiss nicht von Personen geführt, die dreissig Jahre lang dafür eigens ausgebildet wurden, und erst recht nicht von Philosophen. Platon hatte gute Gründe für sein Konzept der Philosophenkönige. Er wollte an der Spitze des Staatswesens integre Männer, die in sich so gefestigt waren, dass sie keine persönlichen Interessen verfolgten und entsprechend immun gegen Korruption waren. Eine Elite eigens für die *classe politique* auszubilden, schien Platon besser als die Geschicke der Polis in die Hand demokratisch gewählter Volksvertreter zu legen, weil Platon der Demokratie grundsätzlich misstraute. Demokratie heisst, dass die Entscheidungen der Mehrheit umgesetzt werden. Was eine unqualifizierte Mehrheit für richtig hält, ist aber oft weit entfernt von dem, was eine Gruppe von Weisen als das Beste für das Allgemeinwohl erkannt hat.

Von den heutigen Philosophen haben die meisten mit Politik nichts am Hut. Zwar finden sich etliche von ihnen in Ethik-Kommissionen, und hin und wieder wird auch einer in ein politisches Gremium berufen, wo er in beratender Funktion tätig ist. Irgendwie hat sich seit der Antike die Vorstellung durchgehalten, dass man eine ganzheitliche Sicht der Dinge am ehesten bei den Philosophen findet, die die Weisheit schon im Namen tragen. Aber am Ende schickt man sie wieder dorthin zurück, wo sie ihre angestammten Plätze haben, in die Elfenbeintürme der Akademien und Universitäten. Philosophen gelten als Geistesarbeiter, nicht als Macher, allenfalls billigt man ihnen noch die Rolle des Kritikers zu, der sich gelegentlich in den

Feuilletons der Tageszeitungen und in Fernsehsendungen warnend in die politischen Diskurse einmischt, meistens ohne durchschlagenden Erfolg. Generalisten traut man in der Praxis weniger zu als den Spezialisten. Hinzu kommt noch, dass die meisten Philosophen selber mit Verachtung auf die Kollegen und Kolleginnen blicken, die sich in die Niederungen des Alltags begeben, um dort für Transparenz zu sorgen. Das fördere nur die Kompromissbereitschaft, die eines Philosophen nicht würdig sei.

Noch ein Unterschied zu Platons idealem Staatsmodell fällt ins Auge. Die Tugend der Gerechtigkeit gehört nicht mehr zum Kompetenzbereich jedes einzelnen Bürgers, ganz gleich welchem Stand er sich zurechnet, sondern wird heute durch einen vierten Stand repräsentiert, den Stand der Juristen. Die Rechtsprechung ist zur Sache der Gesetzgeber und Gesetzeshüter geworden, die dem Prinzip der Gerechtigkeit verpflichtet sind und damit dem Prinzip der Gleichheit aller vor dem Gesetz. Die Denkform des Juristen, speziell die des Richters, ist weder zweckrational noch strategisch oder metaphysisch, sondern abwägend, wie es das Symbol der Waage signalisiert, das man gewöhnlich mit der Figur der Gerechtigkeit in Verbindung bringt, die meistens als eine Frau mit verbundenen Augen und einer Waage in der Hand dargestellt wird. Und damit komme ich im zweiten Teil meiner Überlegungen zum Thema: weibliche Urteilskraft.

Der von mir skizzierte Vergleich Platons mit der heutigen Zeit sollte die in unserem kulturellen Raum seit mehr als zweieinhalb Jahrtausenden praktizierten Rationalitätsmuster herausstellen, um zu zeigen, wie weit man in einer patriarchal strukturierten

Welt gedacht hat und auch heute noch denkt; wo die Grenzen der jeweils favorisierten Perspektive liegen und welche Konsequenzen Grenzüberschreitungen für die jeweilige Kompetenz qua Tugend haben. Dass Frauen in der traditionellen Philosophie nicht oder nur marginal vorkommen, hängt wie gesagt damit zusammen, dass sie öffentlich nicht in Erscheinung traten und ihr Denken sich auf den Nahbereich von Haushalt und Familie erstreckte. Weiter vermochten sie nicht zu denken. Dennoch sprach man insbesondere alten Frauen Weisheit zu und rückte sie damit in die Nähe der Philosophen. Worin genau bestand das Wissen dieser Frauen, das auch den Männern Respekt abnötigte?

Meine These lautet: Frauen, denen Weisheit zugesprochen wurde, besaßen Urteilskraft. Urteilskraft ist die Fähigkeit, Allgemeines und Besonderes so aufeinander zu beziehen, dass sich ein ausgewogenes Urteil ergibt: die Waage der Justitia. Wer nur das Allgemeine sieht, ist ebenso urteilsunfähig wie jemand, der nur das Besondere sieht. Der eine vermag nur den Wald, aber nicht die einzelnen Bäume zu sehen, der andere sieht die einzelnen Bäume, aber nicht den Wald. Oder, um ein Beispiel aus der Praxis zu nehmen: Um moralische oder juristische Urteile zu fällen, reicht es nicht aus, das Allgemeine, die moralischen Normen und die Paragraphen des Gesetzbuches zu kennen; man muss auch einzelne Handlungen den einschlägigen Normen und Gesetzen zuordnen können. Umgekehrt gelingt eine solche Zuordnung auch dann nicht, wenn man zwar Handlungen in allen Einzelheiten beschreiben kann, aber unfähig ist, sie aus einer normativen Perspektive als erlaubt, geboten oder verboten

zu klassifizieren. So jemand ist ausserstande, Leistungen zu evaluieren, wie wir heute sagen.

Urteilkraft setzt Augenmass und ein Denkvermögen voraus, das besondere Sachverhalte im Licht eines Allgemeinen — also logisch: im Licht von Gattungsbegriffen, ethisch praktisch: im Licht von Wertvorstellungen und verbindlichen Normen — analytisch-differenziert aufschlüsselt. Wir sprechen dann von der Anwendung einer Norm, eines Gesetzes, einer Regel auf einen bestimmten Fall oder von der Unterordnung eines bestimmten Falls unter eine Norm bzw. ein Gesetz, eine Regel. Nun fragt sich jedoch, wie denn Frauen, denen Weisheit zugeschrieben wurde, überhaupt ihre Urteilkraft ausbilden konnten, wenn sie doch keinen Zugang zur Öffentlichkeit hatten. Offensichtlich kann man Urteilkraft auch im Nahhorizont erwerben, denn um einen Haushalt gut zu führen, den Ehemann zufrieden zu stellen und die Kinder zu tüchtigen Mitgliedern der Gemeinschaft zu erziehen, war zweckrationales Denken ebenso nötig wie strategisches und ganzheitliches Denken.

Was die Männer auf isolierten Handlungsfeldern, nämlich in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft zu leisten hatten, erbrachten Frauen im Privatbereich sozusagen in Personalunion, indem sie *erstens* auf gesunde Ernährung der zum Haus Gehörigen achteten und sparsam wirtschafteten, sich damit in die Tugend der Besonnenheit einübten. Indem sie *zweitens* Unannehmlichkeiten begünstigende Umstände von den Familienmitgliedern so weit wie möglich fern hielten, Kranke fürsorglich pflegten und Streitereien durch kluge Vermittlung

schlichteten, wodurch sie sich die Tugend der Tapferkeit aneigneten. Indem sie *drittens* ihr häusliches Wirkungsfeld als ein im Ganzen gut funktionierendes Beziehungsnetz gestalteten, befleissigten sie sich der Tugend der Weisheit. Indem sie schliesslich *viertens* darauf achteten, dass jedes Familienmitglied entsprechend seinen Bedürfnissen und Leistungen angemessen berücksichtigt bzw. belohnt wird und damit bekommt, was ihm zusteht, machten sie sich um die Tugend der Gerechtigkeit verdient.

Frauen waren demnach rundum kompetent und, begünstigt durch die flexible Handhabung sämtlicher Tugenden, hinsichtlich ihrer Urteilsfähigkeiten kompletter als die Männer, die in ihrem öffentlichen Betätigungsfeld selten Gelegenheit bekamen, alle vier Tugenden zu erwerben, und entsprechend eindimensionaler urteilten, weil sie etwa das zweckrationale Denken oder das strategische Kalkül all ihren Überlegungen und Praktiken zugrunde legten, unter Ausblendung anderer Perspektiven. Wir begreifen in der heutigen Krise, wohin es führt, wenn sich das Gesichtsfeld durch den auf grenzenlose Profitmaximierung fixierten Tunnelblick verengt. Diesen Ausschnitt sehen wir scharf, vergessen aber, dass es sich um einen Ausschnitt aus einem grösseren Ganzen handelt. Wir kennen von allem den Preis, aber von nichts mehr den Wert. Headhunter bestimmen den Marktpreis für Führungsköpfe. Ehen und Freundschaften werden unter dem Gesichtspunkt geschlossen, dass sie sich rechnen müssen, auch und erst recht nach einer möglichen Trennung. Kinder werden wenn überhaupt als reiner Kostenfaktor ins Auge gefasst. Kulturelle, moralische und

ethische Werte werden als Überbauphänomene abgetan, die nur ins Geld schlagen, aber keinen messbaren Gewinn bringen. Und so fort.

Weise alte Frauen wurden früher um Rat gefragt wegen ihres Erfahrungsschatzes, der im Rahmen einer voll ausgebildeten Urteilskraft Orientierungshilfen in prekären Situationen bot. Weibliche Urteilskraft, obwohl im Nahhorizont des Familienclans entwickelt, war ein taugliches Instrument auch für die Lösung von Konflikten im öffentlichen Bereich, weil die Grundfähigkeit, Besonderes und Allgemeines richtig aufeinander zu beziehen, hier wie da in gleicher Weise zur Anwendung gelangt, um Fäden zu entwirren und vernünftig miteinander zu verknüpfen. Männer beanspruchten zwar in patriarchalen Strukturen, aufgrund ihrer sozialen Rolle weiter denken zu können als die Frauen. Aber die Frauen insgesamt dachten, ebenfalls aufgrund ihrer sozialen Rolle, *de facto* weiter als die Männer, da sie multiperspektivisch an tagtäglich zu lösende Probleme herangingen und auf diese Weise daran gewöhnt waren, komplexe Sachverhalte differenzierter zu beurteilen als die Männer.

Mir scheint es typisch, dass die Figur der Justitia von den meisten Künstlern mit verbundenen Augen präsentiert wird. Die Binde vor den Augen blendet etwas aus, das zentral ist für unsere Urteilsbildung, das Sehen. Justitia soll gleichsam blind zu ihrem Urteil gelangen, weil man davon ausging, dass das Urteil nur dann gerecht ausfällt, wenn es ohne Ansehen der Person gefällt wird. Vor dem Gesetz sind alle gleich. Es darf daher keine Rolle spielen, welchen persönlichen Eindruck ein Delinquent erweckt.

Doch Frauen lassen sich nicht blenden, auch dann nicht, wenn sie die zu beurteilende Person ohne Binde vor den Augen betrachten. Zwar beinhaltet auch ihre Vorstellung von Gerechtigkeit, dass niemand unzulässig bevorzugt oder benachteiligt werden darf, zum Beispiel wegen seiner Hautfarbe, seines Geschlechts oder seines Sozialprestiges. Aber für die weibliche Urteilskraft geht es bei Gerechtigkeitsproblemen weniger um die abstrakte Gleichheit vor dem Gesetz, als um die Gleichwertigkeit von Individuen.

Wer grundsätzlich davon ausgeht, dass alle Menschen gleichwertig sind, wie eingeschränkt ein einzelner Mensch auch in physischer, psychischer oder moralischer Hinsicht sein mag, muss sich bei der Urteilsbildung nicht des Augenlichts berauben, um vorurteilsfrei an den zu untersuchenden Sachverhalt heranzugehen. Ganz im Gegenteil entsteht ein adäquateres Bild, wenn Justitia genau hinschaut und dieses bestimmte Individuum differenziert wahrnimmt. Weibliche Urteilskraft, geschult durch den Umgang mit Kindern, deren Gleichwertigkeit von vornherein ausser Frage steht, verbindet Gerechtigkeit durchaus mit der Gleichbehandlung von Kindern in Bezug auf Chancenvergabe oder Strafsanktionen, aber sie bezieht als wesentlichen Faktor die Unterschiede, die individuelle Verschiedenheit der Kinder in das Urteil mit ein. Denn Individuen sind verschieden, und sie alle über den gleichen Kamm zu scheren, führt zu Ungerechtigkeiten, die doch gerade vermieden werden sollen.

Urteilskraft muss sich daher nicht nur für das Allgemeine stark machen, wozu die Männer tendieren, weil sie traditionell dem

Logozentrismus zuneigen, der den Verstand als höchste Instanz behauptet und entsprechend dem Begrifflich-Abstrakten Priorität zuerkennt. Vielmehr gilt es auch das Besondere angemessen zu berücksichtigen, anstatt es als *quantité négligeable* zu eliminieren. Dass Frauen differenzierter urteilen, ist wie erwähnt auf ihre multiperspektivische Herangehensweise an die Lebensprobleme zurückzuführen. Sie betrachten die familiären Beziehungen sowohl unter zweckrationalen als auch unter strategischen und ganzheitlich-metaphysischen Gesichtspunkten, um zu einem ausgewogenen — gerechten — Urteil darüber zu gelangen, was jeweils zu tun ist. Auch in Familien herrschen zuweilen kriegsähnliche Zustände, die zu befrieden hohe Ansprüche an die Tugenden der Hausfrau stellen. Vielleicht hat aber in besonderem Mass die Besonnenheit der Frauen, die sich im Zusammenhang mit ihrer traditionellen Aufgabe, die Familie zu ernähren, einstellte, mit zur Schärfung der weiblichen Urteilskraft und der daraus resultierenden Weisheit beigetragen, so dass der Aufenthalt in der Küche, der immer verächtlich unter die berühmten drei K's (Kinder, Küche, Kirche) als den angestammten weiblichen Betätigungsfeldern dadurch eine ungeahnte Aufwertung erhält.

Immanuel Kant war es, der darauf hingewiesen hat, dass man den Erwerb von Weisheit durch Schulung der Urteilskraft am besten im Zuge der Ausbildung des Geschmacksvermögens lernt. Es gibt nichts Vergleichbares, so Kant in seiner Anthropologie, „wo Sinnlichkeit und Verstand in einem Genusse vereinigt so lange fortgesetzt, und so oft mit Wohlgefallen wiederholt werden können, — als eine gute Mahlzeit in guter Gesellschaft.“ Der Wirt

beweise einen durchgebildeten Geschmack, indem er der Vielfalt der Gaumenfreuden seiner Gäste Rechnung trägt. Und die Gäste werden dadurch ihrerseits mittels der Speisen und Getränke angeregt, Neues zu probieren, was sich wiederum positiv auf die Tischgespräche auswirkt. Man teilt mit den anderen ein wohlschmeckendes Mahl und tauscht sich angeregt darüber aus, warum einem etwas besonders gut schmeckt oder gar nicht mundet, woran das liegt, zum Beispiel an einem ungewohnten Nahrungsmittel, an der Zusammenstellung des Menüs oder an einem unbekanntem Gewürz usw. Auf diese Weise lernt man einerseits den eigenen Geschmack und den der anderen kennen, und man lernt andererseits beim Herausschmecken immer genauer zu differenzieren und dabei den Wert von Unterschieden zu schätzen.

Auf diese Weise erwirbt man gleichsam bei Tisch ein Grundschema, eine fundamentale Urteilsstruktur, die sich in allen theoretischen und praktischen Belangen anwenden lässt. Kant sah nämlich eine direkte Verbindung zwischen den lateinischen Wörtern *sapere* = schmecken und *sapientia* = Weisheit. Die Weisheit des Geschmackskundigen besteht darin, dass er Sinnliches und Rationales so aufeinander zu beziehen versteht, dass ein sinnvolles Gespräch möglich wird. Zwar behauptet ein Sprichwort: „Über den Geschmack kann man nicht streiten“ (*De gustibus non est disputandum*), und das stimmt bis zu einem gewissen Grad. Doch muss man zugleich einräumen, dass der Geschmack durch das *disputare* gesellschaftsfähig wird. Der rohe Geschmack muss kommunikativ, dialogisch veredelt werden. So wie man den Ackerboden kultiviert, indem man ihn

durch Eggen und Düngen für die Aussaat sorgfältig vorbereitet, so wird auch der Geschmack kultiviert, indem er durch Unterweisung und Einübung in die Kunst des Differenzierens empfänglich gemacht wird für wahren Genuss. Die Geschmacksveredelung gibt dann das Paradigma ab für wissenschaftliche, moralische und religiöse Kultivierungsprozesse, denen das Streben nach einem kollektiven Sinn gemeinsam ist.

Indem man sich über den Geschmack austauscht, lernt man, mit anderen Meinungen umzugehen. Man lernt, Unterschiede nicht nur festzustellen, sondern auch zu akzeptieren. Und man lernt vor allen Dingen: das eigene Urteil nicht zu verabsolutieren nach dem Muster: Was mir schmeckt, hat auch allen anderen zu schmecken. Der Geschmackskundige isoliert sich nicht, er ist nicht einsamer Geniesser unter anderen einsamen Genießern, sondern teilt sich mit diesen in den Genuss, und dabei entsteht ein Gemeinschaftsgefühl, das eine tragfähige Basis auch für alle übrigen Formen einer sprachlich vermittelten Interaktion und Kooperation ist. Die Weisheit der Urteilskraft bildet sich mit dem Geschmacksvermögen heraus und macht die bei Speis' und Trank um den Tisch Versammelten zu tauglichen Mitgliedern der Gemeinschaft.

Ein wichtiger Gesichtspunkt bei gemeinsam eingenommenen Mahlzeiten ist demzufolge nicht nur die Einübung in analytische Schärfe des Denkens, sondern auch der soziale Aspekt. Unterhaltung und Gedankenaustausch tragen das Ihre dazu bei, dass der Geschmackssinn als Gemeinsinn — als *sensus*

communis — ausgebildet wird. Die Gaumenfreuden zogen eine verfeinerte Zunge nach sich, die zugleich als Folie für einen Bildungsprozess diente, in dessen Verlauf man genau und sorgfältig zu unterscheiden lernt und sich damit in jene Kunst des Differenzierens einübt, die das Wesen der Urteilskraft ausmacht.

Theoretische und praktische Urteilskraft charakterisieren wie erwähnt eine grundlegende menschliche Kompetenz: die Fähigkeit, bestimmte Sachverhalte, Situationen, Handlungen und Personen richtig einzuschätzen. Um dies zu können, muss man wissen, wie man Einzelnes, Besonderes, Individuelles auf ein Allgemeines — einen Begriff, eine Norm, einen Wert, einen Massstab — bezieht und von diesem her beurteilt. Urteilskraft ist nicht angeboren; sie bildet sich im Zuge der Erfahrungen heraus, die man im Umgang mit sich, den anderen Menschen und der Welt macht. Menschen, denen es an Urteilskraft fehlt, haben kein oder ein eindimensionales Weltbild. Wenn sie vor lauter Bäumen den Wald nicht sehen oder nur den Wald und keine Bäume, ist dies für die zwischenmenschliche Kommunikation fatal, da ein Informationsaustausch, der zu einer gemeinsamen Urteilsbildung führen soll, nicht zu Stande kommt. Urteilskraft ist ein Verständigung ermöglichendes, Gemeinschaft herstellendes, Identität verbürgendes Instrument.

Dem sozialen Kontext kommt beim Essen und Trinken somit eine nicht zu überschätzende Bedeutung zu, denn gemeinsam eingenommene Mahlzeiten begründen und festigen im Sinne einer rituellen Kulturtechnik den Zusammenhalt der Mitglieder der

Gesellschaft, indem sie die Einübung in erwünschtes Regelverhalten fördern. Sprachregeln, Benimmregeln, moralische Regeln werden nach dem Muster der Kultivierung des Geschmacks gelernt, und auf diese Weise assoziiert man mit dem Gebrauch von Regeln schlussendlich auch dort noch einen Genuss, wo man gehalten ist, seine Pflicht zu tun, unabhängig davon, ob damit Lust- oder Unlustgefühle verbunden sind.

Was der Junggeselle Kant, der seine Mahlzeiten gern im Kreis von Freunden und Kollegen in seinem Haus einnahm, über den Zusammenhang von *sapere* und *sapientia*, von Geschmack und Weisheit sagt, ist bei Licht besehen eine Übertragung der Essgewohnheiten in den gewöhnlichen Haushalten auf eine gehobene Stammtischrunde von Männern in einem privaten Rahmen. Als es noch Grossfamilien gab und kein Fastfood, das in knapp bemessenen Pausen meistens allein und wortlos herunter geschlungen wird, fiel die von Kant erwähnte Kompetenz des Wirts der Hausfrau in ihrer Rolle als Köchin und Feinschmeckerin zu. Sie war in Kenntnis der Geschmäcker ihrer Familienmitglieder für die Komposition der Mahlzeiten zuständig, die sie so zubereitete, dass jeder und jede der um den Tisch Versammelten etwas Schmackhaftes vorfand und durch ungewohnte Beilagen vielleicht dazu verführt wurde, etwas Neues zu probieren. Natürlich drehten sich die Gespräche bei Tisch nicht nur ums Essen, sondern auch um mehr oder weniger alltägliche Belange. Aber das Signal der Geschmacksnerven war gewissermassen der zündende Funken, der die Zunge löste und damit die Unterhaltung in Gang setzte. Die Esskultur trägt somit entscheidend zur Sozialisierung der Individuen bei, was nicht

zuletzt der weiblichen Urteilskraft nach Massgabe der Tugend der Besonnenheit zu verdanken ist.

Kant erhielt übrigens Unterstützung von Friedrich Nietzsche, der ebenfalls darauf hinwies, dass das griechische Wort, das den Weisen, den Philosophen — philo-sophos = Liebhaber der Weisheit —, bezeichnete, im Lateinischen mit dem Verb *sapere* verwandt sei. „sapio ich schmecke, sapiens der Schmeckende, sisyphos der Mann des schärfsten Geschmacks; ein scharfes Herausschmecken und –erkennen, ein bedeutendes Unterscheiden macht also [...] die eigentümliche Kunst des Philosophen aus.“ (70, 275) Doch auch Nietzsche vermochte sich wie Kant Weisheit nur in Verbindung mit einem geschmackskundigen Mann vorzustellen, weil er fand, dass Frauen weder kochen noch geniessen konnten. „[...] die deutsche Küche überhaupt — was hat sie nicht Alles auf dem Gewissen! Die Suppe v o r der Mahlzeit [...]; die ausgekochten Fleische, die fett und mehlig gemachten Gemüse; die Entartung der Mehlspeise zum Briefbeschwerer! Rechnet man gar noch die geradezu viehischen Nachguss-Bedürfnisse der alten [...] Deutschen dazu, so versteht man auch die Herkunft des d e u t s c h e n G e i s t e s — aus betrübten Eingeweiden ... Der deutsche Geist ist eine Indigestion, er wird mit Nichts fertig.“ (KSA 6, 279f.)

Halten wir fest: Die Bildung des Geschmacksvermögens ist die ursprünglichste Art, Unterschiede schätzen zu lernen und nicht vorschnell in einem Einheitsbrei zum Verschwinden zu bringen. Wer im Genuss die Vielfalt liebt, wird auch in allen übrigen

Lebensbereichen danach streben, einen Sachverhalt aus möglichst vielen Perspektiven zu erkunden, bevor er ein wohl abgewogenes, um allgemeine Zustimmung werbendes Urteil fällt. Dass die Vernachlässigung der Esskultur auch eine gewisse Verrohung der Sitten nach sich gezogen hat, daran lässt sich kaum zweifeln. Das wiederum spricht für die These, dass die ästhetische Urteilskraft, der Geschmack ein grundlegendes Vermögen ist für differenzierte, das heisst: sowohl normgerechte als auch sachangemessene Urteile schlechthin, für Urteile, die Augenmass und Klugheit voraussetzen.

Weibliche Urteilskraft, so mein Fazit, hat den Frauen den Übergang in den traditionell den Männern vorbehaltenen Fernhorizont der Öffentlichkeit erleichtert. Erweitert hat sich durch diesen Schritt der Anwendungsbereich ihrer im Nahhorizont geschulten Urteilskraft, wohingegen ihre Urteilskompetenz die gleiche geblieben ist wie zuvor. Was Frauen den Männern voraushaben und wie ich meine noch zu wenig nutzen, ist ihre Fähigkeit, sich mit den Problemen unserer Lebenswelt multiperspektivisch auseinanderzusetzen. Dass gerade in den bisher männlich besetzten Domänen der Ruf nach Netzwerken immer lauter wird, sei es weil Synergien geschaffen werden sollen, sei es, dass man sich von einem interdisziplinären Team grössere Vielseitigkeit und eine entsprechend breitere Problemlösungskompetenz erhofft — dieser Ruf ist ein Anzeichen dafür, dass vielerorts nicht mehr Netzwerke alten Zuschnitts, so genannte Seilschaften, erwünscht sind, in denen Vetternwirtschaft und Filz die Macht einer Gruppe zementieren sollten, unabhängig von der Qualität der Einzelpersonen. Die

neuen Netzwerke sollen stattdessen dafür sorgen, dass die in unterschiedlichen Erfahrungsbereichen geschulte Urteilskraft kompetenter Sachverständiger eingebunden wird in einen gemeinsamen Diskurs, der Zukunftsvisionen generiert, die sowohl unter zweckrationalem und strategischem als auch unter ganzheitlichem Aspekt ausgewogen sind.

Frauen lassen sich in Politik, Wirtschaft und Wissenschaft oft noch zu sehr von den eindimensionalen Strukturen vereinnahmen, die nach wie vor in den öffentlichen Handlungsfeldern vorherrschen, anstatt sich auf ihre lang erprobte vierfache Kompetenz zu besinnen, die es ihnen erlaubt, zwischen den Diskursarten zu wechseln und den jeweiligen Ertrag kritisch daraufhin zu prüfen, ob und in welchem Ausmass er ein Problem nachhaltig zu lösen vermag. Insofern konnten Frauen immer schon weiter denken, nicht zuletzt deshalb, weil in ihrer Projektion von Zukunft auch die kommenden Generationen selbstbestimmt urteilen und handeln können sollen. Nachhaltiges Denken bedeutet für sie enkeltaugliches, ja ur- und ururenkeltaugliches Denken, das die Tugenden der Besonnenheit, der Tapferkeit, der Weisheit und der Gerechtigkeit nicht gegeneinander ausspielt, sondern miteinander in Einklang bringt.

